



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

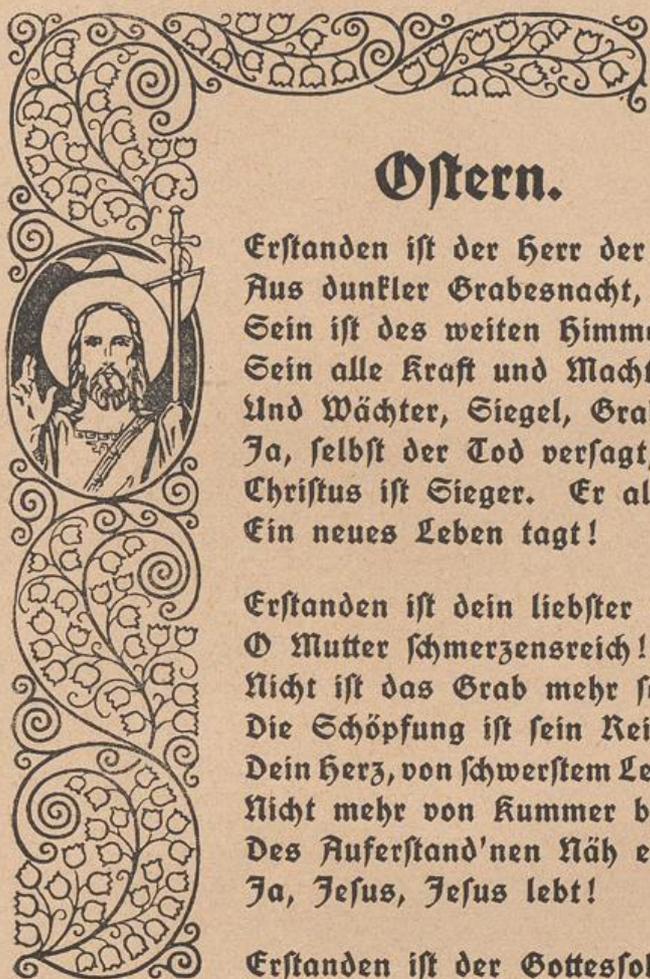
Caritasblüten aus der Mission 1926

2 (1926)

Caritasblüten

Nr. 2

1926



Ostern.

Erstanden ist der Herr der Welt
Aus dunkler Grabesnacht,
Sein ist des weiten Himmels Zelt,
Sein alle Kraft und Macht!
Und Wächter, Siegel, Grabesstein,
Ja, selbst der Tod versagt,
Christus ist Sieger. Er allein -
Ein neues Leben tagt!

Erstanden ist dein liebster Sohn,
O Mutter Schmerzensreich!
Nicht ist das Grab mehr seine Wohn -
Die Schöpfung ist sein Reich.
Dein Herz, von schwerstem Leid durchwühlt,
Nicht mehr von Kummer bebt,
Des Auferstand'nen Näh es fühlt -
Ja, Jesus, Jesus lebt!

Erstanden ist der Gottessohn,
Der für uns ging zum Tod,
Der für uns litt viel Spott und Hohn
Und trug all unsre Not.
In Liebe ruft er jedem zu,
Des Herz in Sorgen bebt:
„Ich bring dir Kraft und Seelenruh,
Sieh hier, dein Gott, er lebt!“ m. s.



Christi Auferstehung. Nach Führich.

Der Friedensstifter.

Eine Episode aus dem Leben des heiligen Karl Borromäus.

Es war im September 1570, als der hl. Erzbischof von Mailand, Karolus Borromäus, auf einer längeren Schweizerreise die damals schon berühmte Gnadenstätte Maria-Einsiedeln besuchte. Des noch sehr rauhen, steilen Weges nicht achtend, pilgerte der fromme Gottesmann zu Fuß nach dem Heiligtume Mariens, nach dessen Besuch er längst eine große Sehnsucht empfunden hatte.

Beim herrlichsten Wetter von Luzern ausgehend, war der Heilige von der ersten Morgenfrühe bis gegen Abend über Küfnacht, Steinerberg, Sattel und Rotenturm gewandert, als er, auf einer Anhöhe angelangt, das herrliche, vom Kloster umschlossene Münster inmitten einer tiefen Waldeinsamkeit im Abendrot erblickte. Tief ergriffen von dem überwältigenden Eindrucke dieses seltenen Anblickes rief er: „Eremus sacra!“ „Heilige Waldeinsamkeit! O wie wunderbar leuchtest du mir entgegen.“

Bald war die kleine Reisegeellschaft in Einsiedeln, wo der heilige Pilger sofort zur Gnadenkapelle eilte, um mehr denn eine Stunde dort zu verweilen. Es war so rührend anzusehen, wie die Pilger der Schweiz und des Auslandes voll heiliger Andacht vor der durch Engelhände wunderbar eingeweihten Kapelle knieten, die sich inmitten der Klosterkirche über Sankt Meinrads Grab zu Ehren der heiligen Gottesmutter erhebt.

Auch Karl Borromäus mischte sich gern unter das betende Volk, dessen Ehrerbietung und fromme Sammlung ihn mit heiliger Rührung erfüllte, ihn, der selbst mit der Andacht eines Seraphim zu Gott betete.

Hier genoß er denn auch, nach eigener Aufzeichnung, von den süßesten Tröstungen der Seele, die er je gekostet hatte, und die Darbringung des heiligen Messopfers in der Gnadenkapelle zu Einsiedeln zählte zu den schönsten Stunden seines gottgeweihten Lebens.

Hohe Freude bereitete dem heiligen Oberhirten auch der Umgang mit den hochgebildeten Söhnen des heiligen Benedikt, bei denen er sich angelegentlich über die religiöse Stimmung der Urschweizer, wie über deren Lebensanschauungen und Sitten erkundigte. Da hörte er zu seiner Freude, wie sehr das Volk der Urschweiz seinem heiligen katholischen Glauben zugetan sei und daß es sich durch genaue Beobachtung der Kirchengebote, durch fleißigen Kirchenbesuch und Hausandacht wie durch lebhaften Abscheu vor Fluchen und Schwören gegenüber der protestantischen Nachbarschaft vorteilhaft auszeichne. Dagegen hob man tadelnd die rasche, oft barsche und trohige Art der jungen Männer hervor, die mitunter große Mißstände schaffe.

Der heilige Erzbischof von Mailand meinte lächelnd, das werde

nicht so schlimm sein, und ehe er Einsiedeln verließ, segnete er in christlicher Liebe noch alle Bewohner dieses glücklichen Landes, samt deren Glaubensbrüdern der gesamten katholischen Schweiz.

Die Fortsetzung der Reise war nunmehr mit großen Beschwerden verbunden; führte doch der einzuschlagende Weg nach dem Hauptorte Schwyz damals noch über die steilen, wenig gebahnten Höhen des „Haggen“, eines rauhen Gebirges. Das kleine Reisegeleite des Erzbischofs von Mailand mußte darum durch ein paar kräftige Führer vermehrt werden, die es sich auch zur hohen Ehre anrechneten, dem damals schon hochgefeierten Kirchenfürsten zu dienen. Die strenge Fußreise nahm einen sehr günstigen Verlauf. Karl Borromäus scheute weder Anstrengung noch Beschwerden; vielmehr ergötzte er sein Geleite durch die ausgesuchteste Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, wie durch heilige, gottgefällige Gespräche.

Unweit des Hauptortes Schwyz stellte sich erst eine kaum mehr zu überwindende Müdigkeit ein, so daß der heilige Mann unter einem Baume zu ruhen begehrte. Ein kleiner Bildstein verewigt jezt noch das Andenken an diese Ruhepause. Hier erreichte den Heiligen eine Prozession vom Hauptorte Schwyz, welche unter Vorantragung von Kreuz und Fahne zu seinem Empfange ausgezogen war; Geistlichkeit, Rat und Volk wollten den seltenen Gast gebührend ehren. Unter dem Geläute sämtlicher Glocken geleitete man den frommen Erzbischof nach der Kirche, wo er in feierlicher Weise den Segen erteilte.

Um weder geistlichen noch weltlichen Würdenträgern Mühe zu verursachen, nahm der hochgelehrte Mann sein Absteigequartier im schlichten Gasthause zu den „Drei Königen“, nahe der St.-Michaels-Kapelle, wo er sich frühe zur Ruhe begab. Nicht so seine Begleiter. Dieselben blieben mit einigen jungen Männern vom Hauptorte beim Labetrunk sitzen, dem bald ein Tänzlein in Ehren folgen sollte. Nach und nach erhitzten sich die Köpfe und bald genug die Gemüter. Eine schöne Tänzerin ward von zwei jungen Männern allzu sehr umworben, es bildeten sich zwei Parteien, ehe man sich dessen versah, entstand ein Tumult, bei dem es blutige Köpfe gab. Der Lärm drang bis ins niedere Schlafgemach des frommen Bischofes, welcher, alle Müdigkeit vergessend, herbeieilte, um mitten unter die Kämpfenden zu treten. „O la cattiva gente!“ (O der arglistigen Menschen!) rief er, da ein junger Mann blutend und schwer mißhandelt am Boden lag.

Der Ruf des fremden Lautes ließ die Schlägerei ruhen. Erst jezt gewahrten sie, wer Zeuge ihrer nächtlichen Untat gewesen war, und alle ließen wie auf einen Schlag ihre Stöcke, Stahlbeine und ähnliche Waffen sinken.

In deutscher Sprache, der er vollkommen mächtig war, richtete der Heilige sehr eindringliche, aber auch milde und liebevolle

Worte der Versöhnung an die Entzweiten. Dann beugte er sich mitleidsvoll zu dem Verwundeten, tröstete ihn und ließ ihm die notwendige Hilfe angedeihen.

Kaum war dieses Geschäft beendet, als die feurigen Alpenföhne tiefbeschämt über den begangenen Fehler sämtlich niederknieten, um dem Heiligen Abbitte zu leisten. Er aber sprach: „Bittet Gott um Verzeihung, denn er ist der Beleidigte.“

Dann knüpfte er an diesen Gedanken eine rührende Ermahnung über den Mißbrauch der Freude, Genüsse und Lustbarkeiten, welche manches Auge mit Tränen füllte.

Da die Uhr noch kaum auf 11 Uhr zeigte, so ließ der heilige Erzbischof einen Becher mit köstlichem Weine füllen, den er zuerst dem Verwundeten, dann aber dessen Angreifern reichte, damit sie „Versöhnung tranken“. Er selbst verschmähte es nicht, von diesem Friedensweine zu kosten. Unter der Aufsicht des heiligen Prälaten entfernten sich die Wiederversöhnten.

Als der tiefbekümmerte Wirt sich am Morgen bei seinem frommen Gaste wegen des nächtlichen Tumultes entschuldigte, sich aber auch, anstatt der begehrten Rechnung, in die Fürbitte des Heiligen empfahl, da versicherte Karolus Borromäus, daß er seines Hauses und seiner Familie im Gebete gedenken werde. Dann aber fügte er lächelnd hinzu: „Guter Freund, der gestrige Abend hat mir eine neue Aufgabe gestellt. Ich muß noch über den See herunterfahren nach Unterwalden, um am Grabe des seligen Nikolaus von der Flüe mein Gebet zu verrichten. Jetzt begreife ich, warum der liebe Gott euch einen Friedensstifter zum Landespatron gegeben hat. Wahrlich, ihr bedürft dessen wohl. Ich habe es fast nicht glauben können, daß so gute Christen, wie ihr Urschweizer zu sein scheint, so harte Köpfe haben sollten. Gestern bin ich handgreiflich darüber aufgeklärt worden. Je nun, wenn ich des Abends zu Mailand vor meinem Hausaltare bete, dann darf ich nicht vergessen, am Schlusse noch beizufügen: Herr, erbarme dich auch der jungen Feuerköpfe drüben über den Bergen!“



Ohne Religion geht es nicht.

Von dem französischen Senator Remaud erzählt man sich folgendes: Als er aus seiner Heimat in den Pyrenäen zum ersten Male als Senator nach Paris kam, mietete er in einem Gasthose einige Zimmer und bezahlte die Miete für einen Monat, 150 Franks, im voraus. Der Hotelbesitzer fragte den Senator, ob er nicht eine Quittung haben wolle.

„Nein,“ antwortete Remaud, „das ist nicht nötig, Gott hat es ja gesehen!“

„Glauben Sie an Gott?“ fragte der Hotelbesitzer.

„Selbstverständlich, Sie doch auch?“

„Nein, Monsieur, ich nicht, ich nicht!“

„Ach,“ meinte der Senator, „in diesem Falle werde ich mir doch eine Quittung ausbitten müssen!“

Interessante Missionswanderungen in Ostafrika.

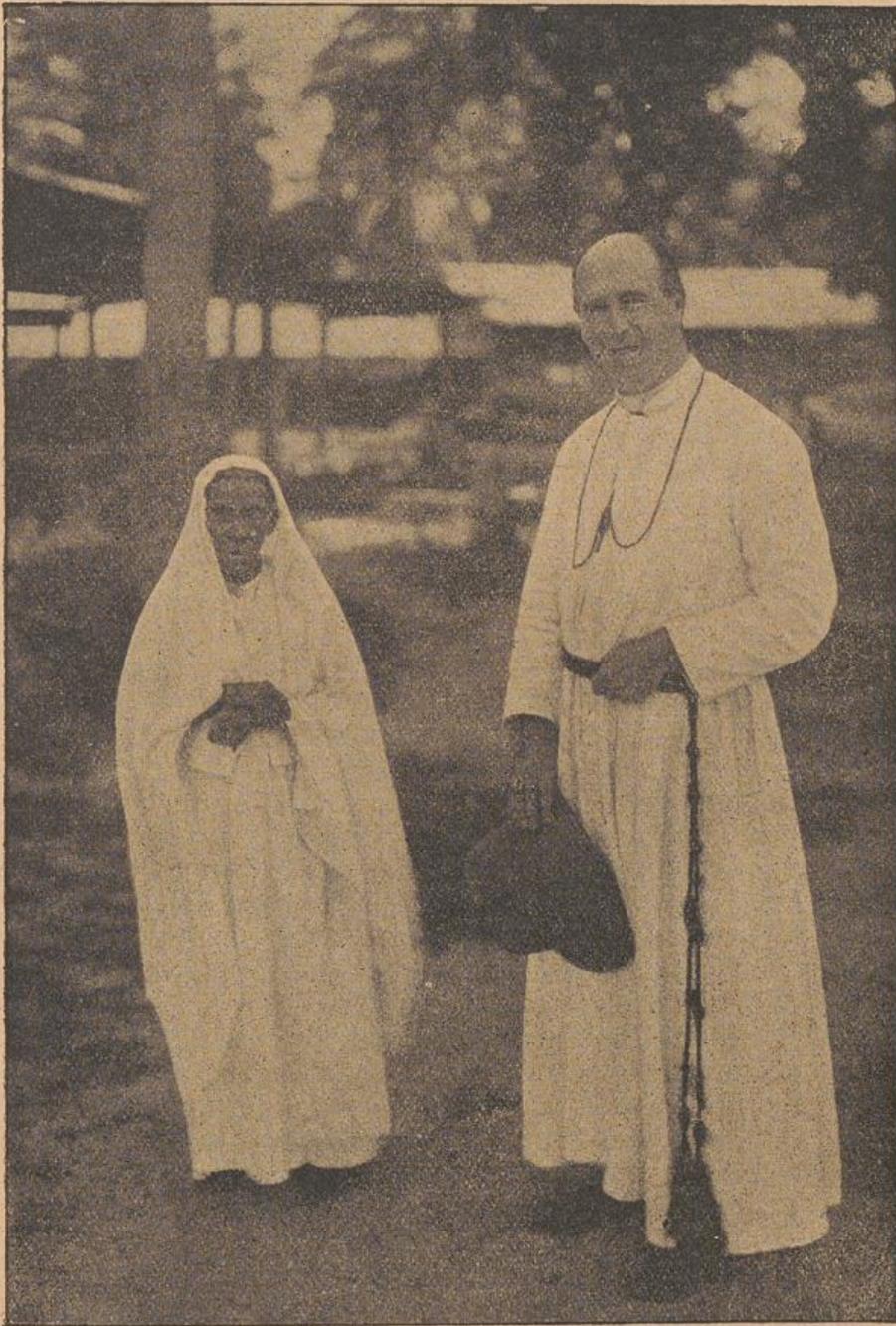
Von Schwester Engelberta.

Dieses Mal will ich unter demselben Titel, unter dem ich unsere Reise nach Kombo beschrieben habe, eine Missionsreise von einem heiligmäßigen Missionsbischof erzählen, welcher hier so segensreich gewirkt hat, in seiner Demut aber über das folgende Erlebnis schwieg und auch seinen Trägern verbot, darüber zu sprechen. Einige Zeit haben diese braven Christen das Schweigen bewahrt, aber ihren Mamas, den Schwestern, gegenüber konnten sie es doch nicht verbergen; denn der Eindruck war so mächtig, daß sie ihrem Herzen Luft machen mußten.

Es war im Jahre 1918, in der letzten Epoche des Weltkrieges, da machte sich eine Karawane auf den Weg, um tiefer ins Innere von Ostafrika hineinzudringen, an der Spitze der hochw. Herr Bischof und Missionar zugleich, neben und hinter ihm seine treuen Boys, die nicht von seiner Seite wichen, besonders einer, der ihm später sogar bis ins Gefängnis hinein folgte und sich daselbst, gleichsam durch List, hineingedrängt hatte.

Unfägliche Mühen und brennende Hitze hatten die Reisenden auszustehen. Unterwegs stießen sie nicht selten auf Flüsse, welche sie nur unter großer Anstrengung und Gefahr durchschreiten konnten, da das Wasser oft über die Hüften ging und zahlreiche Krokodile ihrem Leben drohten. Die Folge davon war, daß der hochw. Herr, ohnehin durch die vielen vorherigen Missionsstrapazen und Sorgen bereits schwach und kränklich, einen gehörigen Fieberanfall bekam. Die Sonne brannte in der Steppe zum Ersticken; eine andauernde Trockenheit hatte die Bäume vollständig entblättert, nirgends war ein Schatten zu entdecken, der einige Erholung bot. Die Reisenden waren so müde, und die Träger wollten nicht mehr weiter. So ließ der Bischof das Zelt stecken und abladen; die Karawane rastete an einer Stelle, wo alle wohl erkannten, daß sie gefährlich und wahrscheinlich nur der Aufenthalt wilder Tiere war. Doch wenn der in der Wüste wandernde Missionar fiebernd und todesmatt sich fühlt, wenn auch seine Begleiter unter der Last ihrer Kisten und Gepäckstücke fast nicht mehr weiter können, da hört das Suchen nach einem besseren Platze auf. Gewiß, er wäre dort, wo ein Negerdorf in der Nähe ist, lieber abgestiegen, aber wieviel Stunden weit liegt selbiges noch entfernt!

Man ließ sich nun nieder, richtete das große Zelt auf, machte ringsherum ein helles Feuer, um die wilden Tiere zu verscheuchen. Der Koch machte sich mit dem Proviant zu schaffen. Endlich konnten sie ruhen und sich etwas erquicken, die müden Wanderer,



Bischof Wilson und die alte Elisa. Bagamojo, Ost-Afrika.

die bereits mehr als 16 Stunden marschierten. Jetzt war es auch kühler geworden, denn die Nacht breitete ihre Schatten aus. Dämmerung gibt es hier keine.

Nach einem herzinnigen gemeinschaftlichen Abendgebet und dem väterlichen Segen des Bischofs begaben sich alle zur Ruhe. Hie und da wurden die müden Schläfer durch das ferne Brüllen eines Löwen aufgeschreckt — doch aus dem Schalle war zu erkennen, daß derselbe in weiter Entfernung sei. Noch unheimlicher aber war der heisere Schrei einer Hyäne.

Unter Gottes Schutz war die Nacht dennoch glücklich vorübergegangen. Frisch und neugestärkt standen alle auf, und der hochw. Herr stellte bereits seinen Tragaltar mitten in dem Zelte zurecht, um daselbst das heilige Messopfer zu feiern. Mit erhebender und doch kindlicher Andacht beteten die Männer und Burschen, die Hände gefaltet, während der Rosenkranz durch die Finger glitt. Die beiden Boys des hochw. Herrn Bischofs ministrierten; das Glöcklein zur heiligen Wandlung ertönte. — Da, was war das?! Ein ängstliches Flüstern entstand, die Leute rutschten auf den Knien immer näher bis zu den Füßen ihres Hirten und — „Großer Vater,“ raunten sie ihm zu, „siehe am Eingang des Zeltes steht ein Löwe und schaut herein.“ Schon begann der Löwe zweimal ein dumpfes Brummen und Schlagen mit dem mächtigen, goldgelben Schweife. — Da wandte sich der hochw. Herr Bischof um, erhob die heilige Hostie, heiß und inbrünstig den Herrn und Schöpfer aller Kreaturen um Schutz und Schirm ansehend. Und — o Wunder! — der Löwe steht wie festgebannt einen Augenblick, dann wendet er sich ruhig um und schleicht von dannen. — Unbeschreiblich war die Freude, die Dankbarkeit der Leute. Mit noch viel größerer Liebe und Hochachtung als je zuvor blickten sie zu ihrem Vater empor. Wahrlich, er kann Wunder tun, wohl noch nie hatten sie einer heiligen Messe so andächtig und dankerfüllt beigewohnt, und ihr Lob und Preis wollte den ganzen Tag kein Ende nehmen. Der hochw. Herr Bischof aber hatte ihnen strenges Stillschweigen über den Vorgang geboten. Frisch und fröhlich, ohne Furcht und Zagen brach die Karawane nach dem Frühstück wieder auf — was sollten sie auch fürchten? „Über Nattern und Basilisken wirst du schreiten und zertreten den Löwen und Drachen.“ Diese Stelle der Heiligen Schrift wich wohl niemals aus ihrem Gedächtnis.

Gewiß, der Herr wacht über seine Missionare, und die Engel Gottes begleiten und führen sie durch alle Gefahren. Wohl so mancher dieser Pioniere aus Afrika, besonders die Gründer der Mission in diesem wilden Lande, sie können die durchstandenen Gefahren aufzählen gleich dem Apostel Paulus. Gefahren zu Wasser, an Flüssen, wo keine Brücken sind und Flußpferde und Krokodile gierig ihren Rachen öffnen; Gefahren durch Feuer,

wenn sie plötzlich in den Steppenbrand hineingeraten; Gefahren vor wilden Tieren, Gefahren vor bösen Menschen, heimtückischen Zauberern und Menschenfressern; in Gefahren vor ansteckenden Krankheiten am Schmerzenslager der Aussätzigen und inmitten der von der Hungersnot Betroffenen. Gefahren jeglicher Art von seiten andersgläubiger Sekten, dem Dolche oder Wurfspeer von Feinden ausgesetzt, aber auch wunderbar entrisen, durch die Hilfe treuer Christen rechtzeitig gewarnt und versteckt. Das Leben eines Missionars, einer Missionschwester ist zwar hart und mit mannigfachen Entbehrungen, Leiden und Arbeiten verbunden, aber das Ideal, welches ihnen vor Augen schwebt, das hohe Ziel, welches sie verfolgen, der Gedanke, daß sie zur Ehre Gottes, zur Verbreitung des Reiches Christi auf Erden und an der Rettung unsterblicher Seelen arbeiten, versüßen alle Bitterkeiten, erleichtern ihr Opferleben, beglücken sie schon im Leben. Und kommt der Tod, er hat nicht viel Bitteres, denn die Freude, ins himmlische Vaterhaus zu gehen nach so vielen Kämpfen und Gefahren, macht das Scheiden leicht.

Jünglinge und Jungfrauen, schließt euch uns an! Werdet Missionare, Missionschwester! „Die Ernte ist noch immer sehr groß, der Arbeiter leider sind es immer noch sehr wenig!“

* * *

Aber nicht immer sind die Reisen so mühevoll, gefährlich und aufreibend. Es gibt auch schöne, ja herrliche, stundenlange Fußtouren durch hochromantische Gefilde, durch grüne, schattige Bananenhaine. Von der Station Kiboscho bis nahe bei Moschi geht man drei Stunden weit nur durch großartige Kaffeepflanzungen, welche süßen Duft verbreiten, wenn sie in ihrer weißen Blütenpracht stehen, und ebenso lieblich aussehen, wenn sie in der Reife stehen, mit Millionen korallenroten Beerchen. Hier ist sogar schon eine schöne Autostraße. Aber desungeachtet gibt es auch hier noch Löwen und Leoparden, weil nämlich viele Antilopen, Giraffen, Affen und besonders auch Wildschweine in ganzen Rudeln hier hausen, auf welche der König der Wüste Afrikas so gerne Jagd hält.

Seltene Vögel mit buntem Gefieder, besonders außergewöhnlich prächtige Wildtauben erfreuen das menschliche Auge. Ihre rosaroten Schnäbel, Füße und Auglein, ihr zartgrünes Gefieder, das am Hals bandförmig einen rosa Schimmer hat, geben ihnen ein eigentümlich schönes Gepräge. Scharen von Kolibris und andern kleinen buntfarbigen Vögeln flattern lustig und unbesorgt durch die Luft oder sitzen auf den Zweigen des blühenden Kaffeebaumes wie bunte Edelsteine, hier zart himmelblaue mit schwarzen Sammetkläppchen, dort goldgelbe mit grünen Flügeln und roten Schöpfchen. Anmutig und viel schöner befiedert ist hier die Bachstelze, zart hellgrau und die Flügel weiß und schwarz wie ein

gestreiftes Kleidchen. Dann gibt es eine Schar tiefschwarzer Vöglein mit einem schneeweißen Schnabel, sie sehen aus wie Nonnen. Das Gefieder glänzt wie schwarzer Samt. Natürlich fehlen auch nicht die Papageien, schillernd wie in grüner Seide; dann die Honigvöglein und die kleinen frechen Kottehlchen, die ebenfalls viel schöner sind als in Europa. Auch schillernden Goldfasanen, Rebhühnern und Wildenten kann man begegnen, aber alle sind sie scheu und flüchtig. Und erst die Blumenpracht! Welch ein Farbenspiel in nie gesehenen Glocken und Sternblumen! Welcher Rosenduft!

In der That, Afrika, besonders Ostafrika, hat viel Schönes und Erfreendes, das die Beschwerden und Unbequemlichkeiten ertragen hilft. Selbst Zansibar, die ehemalige Stätte des Sklavenmarktes, hat viele Reize. Häuser und Hütten, Städte und Dörfer verschwinden sozusagen unter der Unmasse von Kokosbäumen, welche sie umgeben und hoch über die Dächer hinaus ihre fruchtbeladenen Zweige erheben. Die Hügel sind mit herrlichen Nelkenbäumen bedeckt, deren eigentümliche Gestalt einen zauberhaften Anblick bietet. Im Talgrunde wechseln weitaustragende Reis-, Melonen-, Mais- und Erbsenfelder ab mit Zucker-, Pfeffer-, Kaffee-, Ananas- und Indigoanlagen, während die Orangen- und Zitronenbäume, die Dattel- und die Sagopalme, die Granatäpfel, der Zimmet- und Muskatstrauch das Ganze durchziehen und der gesamten Landschaft das Aussehen eines großartigen, feenhaft schönen und wohlduftenden Blumenbeetes verleihen. Dazu das tiefblau und smaragdgrün schillernde Meer mit dem weißen Gischt, dem Tosen der Wellen und Wogen, und über diesem allem der azurblaue Horizont. Also nicht nur Mühen und Strapazen, nicht nur Elend und Ode sieht der Missionar, nein, auch Naturschönheiten erfreuen sein Auge und Blumenduft und Vogelsang erheben sein Gemüt.

✻ ✻

Das Gebet der Natur.

Das Murmeln eines Bächleins,
Das Lüftchen, das sanft weht,
Der Blätter leises Rauschen
Ist der Natur Gebet.

Das Brausen eines Falles,
Der Sturm, der Bäume mäht,
Des Donners furchtbar Rollen
Ist der Natur Gebet.

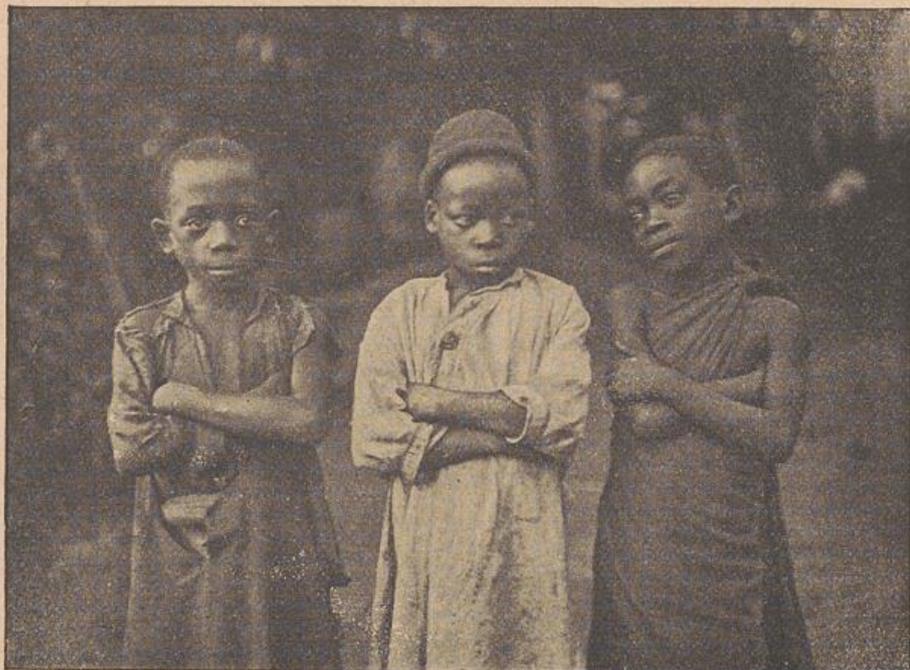
Und wenn in tiefem Schweigen
Ringsum die Schöpfung steht,
So ist dies tiefe Schweigen
Auch der Natur Gebet.

Auszug aus einem Briefe von Schwester Vera an ihre ehemalige Lehrerin.

Dreifontein, den 2. Januar 1926.

Das Heilandswort: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desselben hervorbringt,“ scheint sich bei den Schwarzen wirklich zu bewahrheiten. Nie habe ich so viel Sinn und Empfänglichkeit für die ewigen Wahrheiten gefunden, wie hier bei den verachteten Kindern der Wildnis. Wir haben jetzt über 80 Pensionärinnen, denen ich Lehrerin und Mutter sein darf. Ich gestehe, im ersten Jahre ist mir diese Aufgabe sehr schwer geworden, weil der ungebändigte Freiheitsdrang, verbunden mit unglaublichem Stolz und Troß, mir fast unüberwindlich schien. Immer wieder stellte ich ihnen unsere europäischen Kinder als Muster hin; jetzt kann ich das Gegenteil tun. Früher genügte ein leiser Tadel, um unheimliche Zornesausbrüche, lange anhaltenden Troß oder gar die Flucht zu veranlassen; jetzt kann ich ihren guten Willen auf die härtesten Proben stellen. Gebe ich einen Verweis, so kommt meistens die Schülerin noch am selben Tage und bittet kniend um Verzeihung und um Strafe. Nach abgebüßter Strafe danken manche. Gott Dank haben wir auch einige Mutige dazwischen, die es mir sagen, wenn schlimme Gewohnheiten einreißen wollen, z. B. heidnische Tänze oder brieflicher Verkehr mit den Zöglingen der Knabenschule. Dies kann man schon als eine Art Heroismus betrachten, denn die Schwarzen verraten einander nicht aus Furcht vor der Rache. Vor kurzem hatte ich einen solchen Fall. Die Mutige — Hilda heißt sie und will Schwester werden — hatte mir verraten, daß mehrere unserer Mädchen heimlichen Briefwechsel mit Buben unterhielten. Troß aller Vorsicht wurde die Anklägerin entdeckt und derart bedroht, daß es uns ratsam erschien, sie aus den Ferien herauszurufen, damit sie vor etwaigen Überfällen von seiten der Knaben geschützt sei. Ich habe mich recht erbaut, zu sehen, wie tapfer, ja freudig sie dieses Opfer brachte. — Höchst interessant ist es, die Briefe der Mädchen an ihre zukünftigen Ehemänner zu lesen. Diese Briefe fließen über von guten Ermahnungen und Ratschlägen, namentlich, wenn die Buben in gefährlicher Umgebung, in Bergwerken oder großen Städten sich aufhalten. Sie zeigen mir, wie die Kinder das im Religionsunterrichte Gehörte selbständig verarbeiten. Gar nicht so selten kann man sie auch über religiöse Wahrheiten sprechen hören. Staunend habe ich oft im stillen den Vergleich gezogen zwischen diesen einfachen Kindern der Wildnis und den überzivilisierten Menschen daheim. Bei diesen erstickt das Samenkorn in den Reichümern und Wollüsten des Lebens; jene

versprechen, 80-, ja 100fältige Frucht zu bringen; freilich nur solche, bei denen der Acker des Herzens entsprechend bearbeitet wird. Wieviel mehr könnte erzielt werden, wenn es nicht so sehr an Arbeitern und Arbeiterinnen mangelte. Kürzlich noch sagte unser hochwürdiger Vater Superior, wie viele arme Geschöpfe an Heiden verkauft und rettungslos verloren wären, wenn wir Schwestern nicht gekommen wären. Gestern kamen wieder zwei Flüchtlinge an, eine von ihnen, etwa ein Kind von 14 Jahren, die gezwungenerweise ein Jahr lang, ich weiß nicht als das wievielte Weib eines heidnischen Peinigers lebte. Man kann



Drei Mörchen von Morogoro.

sich denken, daß Satan vor Wut schnaubt, daß ihm so viel Beute entrisen wird. Man fühlt manchmal handgreiflich sein unheimliches Toben, besonders vor großen Festen. Einmal hat er uns einen sehr schlimmen Streich gespielt. Als Werkzeug brauchte er einen schwarzen Katecheten, der das größte Vertrauen seiner Vorgesetzten genoß. Diesem gelang es, monatelang, Tag für Tag unseren Mädchen, die er bei der Feldarbeit zu beaufsichtigen hatte, das Gift glaubens- und sittengefährlicher Lehren einzusflößen; u. a. streute er auch die schlimmsten Verleumdungen gegen die Priester und unsere Schwestern aus. Ich war entsetzt, als ich endlich durch unsere Kinder von allem unterrichtet wurde. Schon längst hatte ich einen auffallenden Wechsel im Betragen der Kinder bemerkt. Gleich hielt ich mit den Kindern eine Novene zur „kleinen“ Theresia, der Patronin der Missionen, und am

neunten Tage schickte sie wunderbare Hilfe. Der Schuldige hat alles widerrufen und gutgemacht, und seitdem ist der Geist zwischen den Kindern beinahe besser als vorher. Gott Dank bekommen wir im nächsten Monat, so Gott will, Zuwachs von weiteren vier Schwestern, von denen drei eine neue Station beginnen werden, einige Meilen von hier, mitten im Native-Reserve, d. i. ein Gebiet, das den Schwarzen zum ausschließlichen Gebrauch eingeräumt ist. Dort gibt's noch Zauberer und eingefleischte Heiden in Menge und Arbeit in Hülle und Fülle. Wir hier in Driefontein gehen weniger hinaus zu den Leuten. Auf der Missionsfarm sind verhältnismäßig wenig Leute ansässig. Der Schulbetrieb ist für uns die Hauptsache und nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit und Kraft in Anspruch. Außer dem Elementarunterricht werden Haushaltungskurse gegeben, und jedenfalls wird, wenn die fünfte Schwester hier ist, noch ein Krankenkursus begonnen werden. Die englische Regierung bringt unserer Arbeit das regste Interesse entgegen. Wiederholt hat sie uns schriftlich das denkbar beste Zeugnis ausgestellt. Aber das ist ja Nebensache. Nur was für Gott und die Seelen aus reiner Meinung geschieht, hat Ewigkeitswert.



Frida Cahtime oder Frida, die Verlorene.

Frida, ein taubstummes Mädchen, war 10 Jahre alt, als sie in unsere Schule kam. Wohnort und Eltern sind unbekannt; daher der Name Cahtime (die Verlorene), der ihr von uns gegeben wurde.

Eines Tages im Jahre 1922 wurde sie von ihren Eltern zur Bahn gebracht und kam so nach Maritzburg, der Hauptstadt von Natal. Da sie weder reden noch hören konnte, stand sie auf dem Bahnhof und wußte nicht, wohin sie gehen sollte. Einer, der die Verlegenheit des Kindes bemerkte, fragte Frida wo sie hin wollte. Als man bemerkte, daß sie nicht reden konnte, wurde sie zur Polizei gebracht und daraufhin in unsere Schule. Die ersten Wochen hatte sie Heimweh nach Hause und gab mir zu verstehen, daß sie zu ihren Eltern wollte. Ich hatte Mitleid mit der Kleinen und tröstete sie, soviel ich nur konnte. Bald waren wir gute Freunde und da ich bemerkte, daß sie ein recht talentiertes Kind war, versuchte ich, sie das Schreiben zu lehren. Die ersten Unterrichtsstunden waren wohl etwas beschwerlich, aber es dauerte nicht lange und sie konnte sich verständigen. Ihr Fleiß brachte sie soweit, daß sie bald alle Rechenaufgaben der unteren Klassen mitmachen konnte.

Obschon sie nicht hörte, so wohnte sie doch dem Religionsunterrichte bei; eines Tages kam sie und bat um die heilige

Taufe. Ich legte ihren Wunsch dem hochw. Pater Missionar vor, welcher es sehr geraten fand, sie auf den Empfang der heiligen Taufe und des Bußsakramentes vorzubereiten. Frida war ein Muster des Fleißes und konnte bald alle Gebete auswendig aufschreiben. Der ganze Unterricht wurde mit Zeichen, Bildern und durch Schreiben gegeben. Für die erste heilige Beichte erforderte es ein wenig mehr Anstrengung, aber bald waren auch da alle Schwierigkeiten überwunden. Frida sehnte sich nun sehr nach dem Tag der heiligen Taufe. Am 5. Dezember 1925 war sie unter den Glücklichen und legte dann auch ihre erste heilige Beichte ab, da wir nicht wußten, ob sie bisher einer anderen Religion angehört hatte. Wenn sie nun zur heiligen Beichte geht, dann schreibt sie ihre Sünden auf und gibt das Papier dem hochw. Pater Missionar. Man sieht sie dann glückstrahlend aus der Kirche zur Schule kommen. Zu Ostern soll sie, so Gott will, zur ersten heiligen Kommunion zugelassen werden; dann wird erst ihre Freude voll sein.

So tröstet der liebe Gott die Unglücklichen dieser Erde. Obschon ihre eigenen Eltern sie verstoßen haben, weil sie taubstumm ist, so ist sie jetzt doch glücklich und zufrieden und fühlt, daß sie einen Vater und eine Mutter im Himmel hat.

Schw. Otfavia.



Nachrichten aus den Missionen.

Uledi, ein echter Sohn Mohammeds, wurde uns als Patient zugeführt. Mürrisch und finster war sein Wesen, es schien, als hätte nie ein Lächeln um seine Lippen gespielt. Teilnehmend fragte ich ihn nach seinem Befinden; aber immer erhielt ich die lakonische Antwort: „Es geht gut,“ und doch war sein Zustand nichts weniger als das. Alle Mühe, die ich mir gab, um sein Vertrauen zu gewinnen, war vergebens; denn er fürchtete zu sehr, ich möchte etwas vom wahren Gott, von unserer heiligen Religion erzählen. Seine lange mohammedanische Perlenschnur glitt beständig durch seine Finger, und nicht selten schallte ein Aufschrei zu Mohammed durch das ganze Zimmer. So verstrich Woche um Woche. In dem Zimmer, in welchem Uledi gebettet war, wurden mehrere schwarze Kranke im Katechismus unterrichtet, und die meisten vor dem Sterben noch getauft; er sah und hörte dieses alles, und nur zu oft verrieten seine Züge einen schweren Kampf in seinem Innern, besonders wenn ein Kranker dem Islam abschwörte und das Wasser der Taufe auf seinen Scheitel fließen ließ. Einmal hatte sein innerer Grimm den Höhepunkt erreicht und, seine Perlenschnur in die Höhe

haltend, schrie er wütend vor Zorn: „Mohammed, alle verlassen dich, hilf doch!“

Uledis Zustand wurde immer schlimmer. Viel ward für ihn gebetet; aber immer prallte die Gnade an diesem Felsenherzen wieder ab. Zweimal machte er Fluchtversuche; aber vergebens, da seine Schwäche ihn besiegte. Eines Morgens gegen 10 Uhr tobte er und war wie von Sinnen. Es schien, als hätte ihn der böse Feind vollständig in seiner Gewalt; erst als ich ihn mit Weihwasser besprengte, wurde er wieder ruhig. Ich suchte ihn durch ein Gespräch abzulenken, er aber erhob seine Hände und rief den Teufel, mit dem er in regem Verkehr war, um Hilfe an; im selben Augenblick wurde er ganz sanft vor meinen Augen in die Höhe gehoben und unters Bett gelegt, wo er bleich und still wie eine Leiche lag. Mich überfiel ein kalter Schauer und ich nahm meine Zuflucht zum Weihwasser. Nach kurzer Zeit kam er wieder zu sich, so daß ich ihn wieder auf sein Bett legen konnte. An diesem Tage sprach ich nichts mehr mit ihm. Am nächsten Morgen nahm ich eine Flasche Weihwasser zu mir, um die Macht des Bösen von vorneherein zu brechen. Wieder rief er die bösen Geister um ihre Hilfe an: aber vergebens. Nun fragte ich ihn, ob er denn nicht ein Kind Gottes werden wollte; da schaute er mich mit seinen müden Augen bittend an und stammelte: „Laß mich mit dieser Sache in Ruh; denn ich kann meine Religion nicht lassen; es wäre für mich ein großes Verbrechen; denn meine Mutter sagte mir noch, sie hätte mich den bösen Geistern übergeben; jedes Jahr habe sie für mich eine Ziege geopfert und immer neuerdings mit Blut mich ihnen verschrieben; somit bin ich fest überzeugt, daß Satan auch nach dem Tode noch für mich sorgen werde.“ Dann hüllte er sein Gesicht in die Kissen und schwieg. Seine Tage waren gezählt. Wir bestürmten den heiligen Joseph mit Bitten und Versprechen um die Rettung dieser Seele; er hatte ja schon oft wunderbar geholfen. Ich näherte mich nachmittags um 3 Uhr seinem Lager und zum Erstaunen aller schaute er mich ganz zutraulich an, hörte aufmerksam zu, was ich ihm sagte, und antwortete mir auf die Frage, ob er von Mohammed lassen wolle: „Ich bin zu allem bereit, ich will mich taufen lassen.“ Die Gnade hatte gesiegt, ich taufte ihn und gab ihm den Namen „Joseph“. Nach zwei Tagen ging Uledi in die Freuden des Himmels ein.

Kilema, den 18. Januar 1926.

Gestern kam ich von der Kiboschoreise zurück; um ein Haar breit wäre es diesmal eine Fahrt in die Ewigkeit geworden. Unser Lastauto versagte bei einem steilen Aufstieg, fuhr langsam rückwärts vom Wege ab direkt in ein trockenes Flußbett hinein. Wir flogen in weitem Bogen auf die großen Steine, diese brachten aber auch das schwere Auto zum Stehen, sonst

wäre es um uns geschehen gewesen. Ich lag gerade vor einem Rad, zerschunden und blutig, aber gar keine größere Verletzung. Dem heiligen Engel sei Dank! Aber merkwürdig, im Todes-schrecken fühlt man kein Fallen und keinen Schmerz.

Schwester M. Ubalda.



Hauswesen.

Weisse Flecken auf polierten Möbeln, welche durch Aufstellen heißer Gefäße entstehen, sowie auch weisse Wasserflecken entfernt man am sichersten, indem man dieselben mit nahgemachter Zigarrenasche bedeckt und diese, je nachdem der Fleck älter oder jünger ist, längere oder kürzere Zeit darauf liegen läßt. Reibt man nun mit der Fläche eines Korkpfropfens, den man vorher etwas abkochen ließ, tüchtig über die mit Zigarrenasche bedeckten Stellen, so werden die Flecken verschwinden. Sodann wird die Tischplatte klar abgewaschen, mit einem Ledertappen ganz trocken und zuletzt mit einem mit Petroleum befeuchteten wollenen Lappen glänzend gerieben.

Reinigung von Teppichen. Orientatische Teppiche sollen jede Woche einmal mit grobem Kochsalz überstreut und dann sorgfältig ausgebürstet, nicht ausgekehrt werden. Die Farben des Teppichs bleiben bei dieser Behandlung wunderbar frisch, und beim Ausklopfen, das zweimal im Jahre vorgenommen wird, fällt verhältnismäßig wenig Staub heraus. Das Salz nimmt besser den Schmutz mit als Sauerkraut und Tee.

Jägersche Wollkleider zu waschen. Man lege die betreffenden Gegenstände zirka eine halbe Stunde gut zujedert in ein zirka 30° R warmes, mit aufgekochter, guter Ölseife vermishtes Waschbad. Dann entferne man den Schmutz nicht durch Reiben, sondern mittels Streifen durch die Hand. Sehr schmutzige Stellen bestreicht man einfach mit Seife und bürstet sie mit einer weichen Bürste ab; jedes Einseifen oder Reiben mit der Hand muß vermieden werden, weil dadurch alle wollenen Gegenstände filzen. Ist die Wollwäsche noch nicht ganz rein, so legt man dieselbe in ein zweites, schwacher seifenhaltiges Bad, wäscht, wie das erstemal, durch die Hand und spült sie dann in reinem, lauwarmem Wasser aus. Es dürfte sich empfehlen, die Wollwäsche so anzuklammern, daß sie ihrer ganzen Länge nach hängt, sie nicht vollständig auszutrocknen, sondern in noch feuchtem Zustande abzunehmen und zu bügeln und durch Ziehen in die Länge in die normale Größe zu bringen. Leichter geht jedoch nur, so lange sie feucht ist.



Bilderrätsel.

